

Maja Lunde

Die Geschichte der Bienen

R O M A N

btb

Norwegischer
BUCHHÄNDLERPREIS
für den
BESTEN ROMAN
des Jahres



»Beeilst du dich bitte ein bisschen?«, sagte ich zu Kuan.

»Mich beeilen? Wie soll das gehen mit dieser störrischen Hose?«, antwortete Kuan, und Wei-Wen giggelte.

»Jetzt stachelst du ihn nur noch mehr auf.«

»Hör mir mal gut zu, liebe Hose, jetzt ist Schluss mit dem Unsinn!«

Wei-Wen kringelte sich.

»Wenn du so weitermachst, ist er nachher viel zu aufgekratzt«, sagte ich. »Und wir kriegen ihn kaum noch ins Bett.«

Kuan antwortete nicht und sah weg, doch meine Kritik kam bei ihm an. Ich ging hinaus und schloss die Tür hinter mir. In der Küche erledigte ich rasch noch den restlichen Abwasch.

Dann holte ich die Schreibsachen hervor. Nur noch ein Viertelstündchen, das konnte er verkraften.

William

Oft saß sie hier an meinem Bett, über ein Buch gebeugt, las konzentriert und blätterte langsam um. Meine Tochter Charlotte, die mit ihren vierzehn Jahren sicher Besseres zu tun gehabt hätte, als sich in meine stumme Gesellschaft zu begeben. Trotzdem kam sie immer häufiger. Durch ihre Anwesenheit, ihr ständiges Lesen, konnte ich den Tag von der Nacht unterscheiden.

Thilda hatte heute nicht zu mir hereingeschaut, sie war jetzt seltener bei mir, nicht einmal den Hausarzt schleppte sie noch herbei. Vielleicht ging unser Geld jetzt ernsthaft zur Neige.

Rahm hatte sie nie erwähnt, nicht mit einem Wort. Das wäre mir selbst im Tiefschlaf nicht entgangen. Sein Name hätte mich von den Toten erweckt. Wahrscheinlich hatte sie nie eins und eins zusammengezählt, hatte nie verstanden, dass mein letztes Gespräch mit ihm und sein höhnisches Lachen mich hierher getrieben hatten, in dieses Zimmer, dieses Bett.

Er hatte mich damals zu sich gebeten. Ich war mir nicht im Klaren gewesen, warum er mich treffen wollte. Schon seit mehreren Jahren hatte ich nichts mehr von ihm gehört, wir hatten allenfalls ein paar Höflichkeitsfloskeln gewechselt, wenn wir uns ein seltenes Mal in der Stadt begegneten, und dann hatte stets er das Gespräch beendet.

Der Herbst war auf dem Höhepunkt, als ich mich aufmachte, Rahm zu besuchen. Die Blätter strahlten in leuchtendem Gelb, warmem Braun und tiefem Blutrot, ehe der Wind sie wegreißen und auf den Boden und in die Fäulnis zwingen würde. Die Bäume waren schwer von Äpfeln, saftigen Pflaumen, triefend süßen Birnen, und in der Erde wuchsen knackige Möhren, Kürbisse, Zwiebeln und duftende Kräuter, die nur darauf warteten, geerntet und verspeist zu werden. Das Leben schien unbeschwert wie im Garten Eden. Meine Füße flogen leicht über den efeubewachsenen Boden, als ich durch ein Waldstück auf Rahms Haus zulief. Ich freute mich darauf, ihn wiederzusehen und in Ruhe mit ihm reden zu können, so wie wir es vor langer Zeit einmal getan hatten, bevor ich Vater so vieler Kinder wurde und das Saatgutgeschäft all meine Zeit in Anspruch nahm.

Er empfing mich in der Tür, trug die Haare immer noch kurzgeschoren, war immer noch schlank, sehnig und muskulös. Er lächelte kurz, sein Lächeln währte nie lang, und bat mich in sein Arbeitszimmer, das mit Pflanzen und Glasbehältern vollstand; in mehreren davon konnte ich Amphibien erahnen, ausgewachsene Frösche und Kröten, die er vermutlich aus Kaulquappen gezüchtet hatte. Diesem Bereich der Naturwissenschaft widmete er seine ganze Aufmerksamkeit. Als ich achtzehn Jahre zuvor nach meinem bestandenen Examen zu ihm gekommen war, hatte ich gehofft, die Insekten erforschen zu können, insbesondere die eusozialen Arten, bei denen die Individuen fast wie ein großer Organismus zusammenlebten –

ein Superorganismus. Ihnen galt meine Leidenschaft, den Hautflüglern und Termiten, den Hummeln, Wespen, Bienen und Ameisen. Rahm hatte jedoch gemeint, das müsse noch warten, und bald darauf war auch ich mit diesen Zwischenwesen befasst, mit denen sein Arbeitszimmer bis heute gefüllt war, Kreaturen, die weder Insekten noch Fische oder Säugetiere waren. Ich war nur sein wissenschaftlicher Mitarbeiter gewesen, deswegen hatte ich mir keinen Protest erlauben können, und es war eine Ehre, für ihn arbeiten zu dürfen, das hatte ich gewusst und war deshalb in erster Linie damit beschäftigt gewesen, ihm meine Dankbarkeit zu erweisen, anstatt irgendwelche Forderungen zu stellen. Damals hatte ich versucht, seine Faszination zu teilen, und damit gerechnet, dass er mir, wenn die Zeit reif war und ich es auch, mehr Raum für meine eigenen Projekte gewähren würde. Doch dieser Tag kam nie, und mir wurde schnell klar, dass ich meine eigene Forschung in der Freizeit durchführen musste, indem ich mit den Grundlagen begann und mich dann langsam vorarbeitete. Doch dafür blieb trotzdem nie Zeit, weder vor noch nach Thilda.

Rahms Haushälterin servierte Tee und Kuchen. Wir tranken aus filigranen Tassen, die fast zwischen den Fingern verschwanden, ein Service, das er auf einer seiner vielen Forschungsreisen im Fernen Osten gekauft hatte, ehe er sich hier aufs Land zurückzog.

Während wir den Tee schlürften, erzählte er von seiner Arbeit. Von seiner aktuellen Forschung, seinen jüngsten wissenschaftlichen Vorträgen, seinen künftigen Artikeln. Ich lauschte nickend, stellte Fragen, bemühte mich um qualifizierte Kommentare und lauschte erneut. Ich sah ihn an und wünschte, er würde meinen Blick erwidern. Doch meistens schweifte sein Blick durch den Raum, über die Gegenstände, als spräche er zu ihnen.

Dann wurde es still, nur der Wind, der draußen die braunen Blätter von den Bäumen zerrte, war noch zu hören. Ich trank vom Tee, und mein Schlürfen ertönte viel zu laut in der Stille. Meine Wangen wurden heiß, hastig stellte ich die kleine Tasse ab. Er schien jedoch nichts bemerkt zu haben, saß nur schweigend da, ohne mich weiter zu beachten.

»Heute ist mein Geburtstag«, sagte er schließlich.

»Bitte verzeihen Sie ... ich ahnte ja nicht ... meinen herzlichen Glückwunsch!«

»Wissen Sie, wie alt ich geworden bin?« Jetzt sah er mir in die Augen.

Ich zögerte. Wie alt mochte er sein? Ziemlich alt. Weit über fünfzig. Vielleicht sogar an die sechzig? Ich wand mich, merkte plötzlich, wie heiß es im Zimmer war, räusperte mich. Was sollte ich antworten?

Als ich nichts sagte, schlug er den Blick nieder. »Es ist auch nicht weiter wichtig.«

War er enttäuscht? Hatte ich ihn enttäuscht? Wieder einmal?

Seine Miene verriet nichts dergleichen. Er stellte die Tasse ab, nahm einen Kuchen, wie alltäglich, einen Kuchen, obwohl sich unser Gespräch langsam in eine Richtung entwickelte, die alles andere als alltäglich schien.

Er legte den Kuchen wieder auf seinen Teller, ohne davon abzubeißen. Die Stille im Raum war quälend. Es war an mir, etwas zu sagen.

»Werden Sie feiern?«, fragte ich und bereute es sofort. Was für eine alberne Frage, als sei er

ein Kind.

Und er ließ sich auch nicht zu einer Antwort herab, saß mit dem Teller in der Hand da, aß jedoch nicht, sondern blickte nur auf das kleine, trockene Kuchenstück hinab. Als er die Finger bewegte, glitt der Kuchen zum Tellerrand, aber er hielt ihn schnell wieder auf, rettete das Gebäck und stellte den Teller ab.

»Sie waren ein vielversprechender Student«, sagte er mit einem Mal.

Er holte tief Luft, als wollte er noch mehr sagen, doch die Worte kamen nicht.

Ich räusperte mich. »Ja?«

Er änderte seine Haltung, ließ die Arme nach unten baumeln und blieb einfach so sitzen, mit geradem Rücken. »Als Sie zu mir kamen, habe ich große Hoffnungen in Sie gesetzt. Ihr Enthusiasmus, ihre glühende Leidenschaft hat mich überzeugt. Denn eigentlich hatte ich gar keine Pläne, einen Assistenten einzustellen.«

»Danke, Herr Professor. Ihre Worte sind sehr schmeichelhaft.«

Er richtete sich noch weiter auf, saß nun so gerade, als sei er selbst ein Schüler, und warf mir einen kurzen Blick zu. »Aber dann ... passierte irgendetwas mit Ihnen?« Ich spürte ein Engegefühl in der Brust. Eine Frage. Es war eine Frage. Was sollte ich darauf antworten?

»War es womöglich schon um Sie geschehen, als Sie Ihre Ausführungen über Swammerdam zum Besten gaben?« Wieder schielte er kurz zu mir herüber, und sein sonst so fester Blick flackerte.

»Swammerdam? Aber das ist doch schon so lange her«, stammelte ich.

»Ja. Genau. So lange her ... Und es war der Tag, an dem Sie sie kennenlernten?«

»Meinen Sie ... meine Frau?«

Sein Schweigen bestätigte meine Vermutung. Ja, ich hatte Thilda dort kennengelernt, nach dem Vortrag. Oder besser gesagt, die Umstände hatten mich zu ihr geführt. Wobei, nein, nicht die Umstände ... Rahm hatte mich zu ihr geführt. Es war sein Lachen gewesen, sein Hohn, der meinen Blick in eine andere Richtung gelenkt hatte, ihre Richtung.

Ich hätte gern etwas dazu gesagt, doch ich fand keine Worte. Als ich nichts weiter sagte, beugte er sich rasch nach vorn und räusperte sich leise.

»Und jetzt?«

»Jetzt?«

»Warum haben Sie eigentlich Kinder in die Welt gesetzt?«

Bei dieser Frage war seine Stimme lauter geworden und hatte sich beinahe überschlagen, und jetzt starrte er mich an, wickelnd meinem Blick nicht mehr aus, in seinem Inneren hatte sich Frost gebildet.

»Warum ...?« Ich sah weg, konnte seinen Blick nicht ertragen, die Härte darin. »Na ja, weil man das eben so macht ...«

Er legte die Hände auf die Knie, verzagt und fordernd zugleich. »Weil man das eben so macht? Tja, vielleicht macht man das so. Aber warum Sie? Was geben Sie Ihren Kindern?«

»Was ich Ihnen gebe? Essen, Kleidung ...«

Wieder hob er jäh seine Stimme: »Jetzt kommen Sie mir bloß nicht mit Ihrem erbärmlichen Saatguthandel!«

Er ließ sich wieder nach hinten fallen, als wollte er Abstand zu mir gewinnen, und knetete seine Hände.

»Nein ...« Ich fühlte mich wie ein Zehnjähriger, den man ungerecht behandelt hatte, und versuchte ruhig zu bleiben, merkte jedoch, wie ich zitterte. Als ich mich endlich zusammennahm, um etwas zu sagen, war meine Stimme hoch und gepresst. »Ich wollte es so gern. Aber die Sache war die ... wie der Herr Professor sicher verstehen wird ... hat die Zeit einfach nicht ausgereicht.«

»Was soll ich Ihrer Meinung nach dazu sagen? Dass es vollkommen akzeptabel ist?« Er stand auf. »Soll ich akzeptieren, dass Sie den Ansprüchen nicht genügen?« Er blieb vor mir stehen, kam einen Schritt näher, schien vor mir zu wachsen, wurde groß und dunkel. »Soll ich akzeptieren, dass Sie bis heute keinen einzigen wissenschaftlichen Aufsatz zu Ende geschrieben haben? Dass Ihre Regale voll ungelesener Bücher sind? Dass ich so viel Zeit auf Sie verwendet habe und Sie in diesem Leben dennoch nicht mehr geleistet haben als ein fauler Eber?«

Die letzten Wörter blieben in der Luft hängen und vibrierten.

Ein Eber. So sah er mich also. Als faulen Eber.

In mir keimte ein schwacher Protest auf. Hatte er tatsächlich so viel Zeit auf mich verwendet, oder war ich in erster Linie ein Handlanger für seine eigenen Projekte gewesen? Denn vielleicht hatte er in Wahrheit das gewollt, vielleicht hatte ich seine Forschung erben und sie am Leben halten sollen. Ihn am Leben halten. Das sprach ich jedoch nicht aus.

»Das wollen Sie doch hören, nicht wahr?«, sagte er, mit einem Blick, so kalt wie der der Amphibien, die uns aus den Glasbehältern anglotzten. »Dass das Leben nun mal so ist? So ist das Leben, soll ich sagen, man tut sich zusammen, zeugt Nachkommen, setzt deren Bedürfnisse automatisch an die erste Stelle, die Nachkommen sind Münder, die es zu stopfen gilt, man wird zum Versorger, und der Intellekt weicht der Natur. Das ist nicht Ihre Schuld. Und noch ist es nicht zu spät.« Er starrte mich so eindringlich an, dass es schmerzte. »Wollen Sie das hören? Dass es noch nicht zu spät ist? Dass Ihre Zeit noch kommen wird?«

Dann lachte er plötzlich auf. Dieses jähe, harte Lachen, freudlos, aber voller Hohn. Es war kurz, aber es setzte sich in mir fest. Es war dasselbe Lachen wie bei unserer letzten Begegnung.

Er verstummte, wartete jedoch nicht auf meine Antwort, wahrscheinlich wusste er, dass ich kein Wort mehr über die Lippen bringen würde. Er ging einfach zur Tür und öffnete sie. »Nun muss ich Sie leider bitten zu gehen. Ich habe noch zu tun.«

Er wandte sich ab, ohne sich von mir zu verabschieden, und ließ mich von der Haushaltshilfe zur Tür begleiten. Ich kehrte zu meinen Büchern zurück, zog jedoch keines aus dem Regal. Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, sie anzusehen, sondern verkroch mich einfach nur ins Bett und blieb dort, blieb hier, während die Bücher Staub ansetzten ... All diese Texte, die ich einmal hatte lesen und verstehen wollen.

Sie standen noch immer am selben Platz, ohne System, bei einigen ragten die Rücken weiter